

KAARI UTRIO

Bronze vogel

Historischer
Roman

PIPER

»Dich um das Haus kümmern!« Suviviljas Stimme wurde schrill.

»Mein Onkel Vallittu betreut Arantila besser als ich. Die Angelegenheiten des Hauses langweilen mich.«

»Du könntest die Zeit mit mir verbringen.«

»Mit dir?«

Ari Fernfuß schüttelte den Kopf und ging fort.

Die Schwiegermutter fand, dass Suviviljas Geflenne eine eitle Laune war. Aris Handelsfahrten machten das Haus Arantila reich. Die Forderungen seiner Frau waren fehl am Platze, da es um das Wohl des Gutes ging.

»Du siehst doch, dass mein Sohn sich neben dir nicht wohlfühlt, Schwiegertochter. Ari mag dich nicht. Du bist die hochmütige Tochter von Vanaja, du hältst dich für etwas Besseres als wir anderen. So etwas gefällt einem großen Kaufmann nicht, der sich unter den bolgarischen Sklavinnen die schönsten und demütigsten aussuchen kann.«

Suvivilja schloss sich weinend in ihrem Speicher ein. Sie beschloss, den Speicher erst dann zu verlassen, wenn ihr Mann sie von dort herausschmeicheln würde.

Ari Fernfuß begab sich mit seinen Männern auf den Ostweg, ohne sich von seiner Frau zu verabschieden. Die Reise würde mindestens anderthalb Jahre dauern.

2. Kapitel – 1020

»Aduvare, Domine«, befahl der Priester mit harter Stimme. »Hilf, Herr!«

Merikirja kräuselte die schmalen Lippen.

»Hierbei haben die Männer auch früher nicht helfen können. Vielleicht schaden die fremden Götter sogar eher. Egal. Wenn dein Gott es nicht schafft, dass das Kind geboren wird, stirbt die Frau meines Sohnes. Schwiegertöchter drängen sich zuhauf am Tor von Arantila. Wenn dein Gott macht, dass das Kind lebend aus dem Mutterleib hervorkommt, ist alles so, wie es sein soll.«

Suvivilja fuhr aus dem Halbschlaf auf und wimmerte. Sie drehte sich schwerfällig um und versuchte, die Knie zum Schutz ihres großen Bauches anzuziehen. Merikirja drückte mit der Hand auf den Bauch ihrer Schwiegertochter. Er war hart und stramm wie das Fell einer Zaubertrommel.

»Sieh da«, sagte die Schwiegermutter. »Vielleicht ist dein Gott nicht ganz unfähig, Priester. Geh jetzt.«

»Ich will nicht«, keuchte Suvivilja. »Nehmt es weg. Ich will nicht hier sein.«

»Auf deinen Willen kommt es hier am allerwenigsten an«, sagte Merikirja. Ihr Gesicht wurde weich vor Mitgefühl. »Tu deine Arbeit und bring dein Kind zur Welt. Den Schmerz vergisst man, aber das Kind wird der Schutz deines Alters.«

Das Kind wurde gegen Abend geboren. Die Sonne stand noch am Himmel, aber die Erwartung der Abendruhe ließ den ausgeglühten Hof des Hallenhauses still werden. Die Menschen saßen vor den Speichern und hatten keine Lust schlafenzugehen, ehe das Kind der Hausherrin geboren

war. Das Haus befand sich in einer gefährlichen Lage: Erdgeister und Elfen lauerten auf den Ankömmling, um ihn sich zu schnappen.

»Ein Mädchen!« sagte Merikirja verbittert, während sie das kleine, zappelnde Wesen entgegennahm. »So viel Aufhebens um nichts als ein jämmerliches Mädchen. So klein wie eine Maus.«

Die Schwiegermutter wartete darauf, dass die Nabelschnur aufhörte zu pulsieren, band sie mit einer Sehne ab, biss sie durch und übergab das Kind einer alten Sklavin zum Waschen. Die Nachgeburt kam fast sofort hinterher. Suvivilja wirkte überraschend munter, nachdem sie von dem Kind entbunden war. Mit lauter Stimme verlangte sie nach Bier. Ein kleines Sklavenmädchen brachte ihr einen hölzernen Becher.

»Mädchen oder Junge«, sagte die junge Mutter trotzig, »immerhin lebt es.«

Das Neugeborene schrie wütend.

»Gib es mir, liebe Schwiegermutter«, bat Suvivilja. »Es hat Sehnsucht nach mir.«

»Der Herr des Hauses sprach vor seiner Abreise von einem Sohn«, sagte Merikirja langsam. »Vielleicht meinte er damit, dass ein Mädchen im Hause nicht aufgenommen wird.«

»Nein!«

»Einen solchen Beschluss ohne Anhörung der Weisen zu fassen, ist schwierig«, überlegte die Schwiegermutter, so als wäre Suvivilja gar nicht da.

»Ich bin die Herrin«, keuchte Suvivilja von den Schwitzbänken her. »Ich entscheide über das Leben meines Kindes.«

»Ari Fernfuß ist mindestens ein Jahr lang fort.«

»Gib mir das Kind!«

»Wir müssen den Wahrsager holen«, entschied die Schwiegermutter. »Er soll entscheiden, was wir mit dem Kind machen.«

Merikirja legte das gewickelte Kind in einen Holzzuber.

»Der Wahrsager ist vom Alter verwirrt und tut, was du willst, Schwiegermutter«, behauptete Suvivilja. »Das Kind ist frei, gesund und aus

guter Familie. Ein solches Kind setzt man nicht aus.«

Aber die Schwiegermutter hatte einen Beschluss gefasst und ließ nicht davon ab. Der Wahrsager musste geholt werden. Auf diese Weise konnte Merikirja die Verantwortung für das Schicksal des Kindes jemand anderem aufbürden. Ari Fernfuß konnte bei seiner Rückkehr unzufrieden sein, weil man das Mädchen am Leben gelassen hatte, oder er konnte böse sein, weil man ein brauchbares Kind ausgesetzt hatte. So oder so, die Schuld lag bei dem Wahrsager und dadurch beim Schicksal, das der Mensch nicht beeinflussen konnte.

Suvivilja blieb in der Sauna allein. Das Kind lag im Bottich, es schlief wohl, denn es war still. Suvivilja hätte aufstehen und das Kind zu sich holen können. Aber sie tat es nicht. Dadurch, dass man den Wahrsager rief, rief man zugleich eine mächtige und unberechenbare äußere Kraft in das Leben des Kindes, vor der seine Angehörigen sich beugen mussten.

Gilbert von Wildham glitt wie ein Gespenst in die dämmerige Sauna. Auf den Schwitzbänken stand in einer Tonschüssel Seife, und deren angenehmer Kräuterduft vermischte sich mit dem Rauchgeruch. Aus dem Schatten war ein gleichmäßiges Schnaufen zu hören: Das Neugeborene atmete im Bottich. Gilbert der Sklavenpriester spähte nach dem Kind. Eine heftige Erregung wallte in ihm. War es nicht gerade sein Gebet gewesen, das die Geburt hatte gut verlaufen lassen? Hatte er nicht ein größeres Recht an diesem Kind als die elenden Heiden?

Auf den Schwitzbänken raschelte es, als Suvivilja sich anders hinlegte. Gilbert von Wildham trat zu der jungen Herrin. Suviviljas Haare schimmerten in der Ecke im eigenen Licht. Der Sklavenpriester griff nach der Hand der Frau, berührte ihren Arm und stöhnte.

»Erbarme dich meiner, Herr«, flüsterte er in seiner weichen Sprache. Suviviljas Hand ruhte unbeweglich in seiner Faust. »Ich bin schon tot. Warum führst du mich noch in Versuchung?«

Aber in seinem Herzen wusste Gilbert von Wildham, dass er nicht tot war. Er war ein Sklave, und man konnte ihn jederzeit töten. Aber sein

magerer, zäher Körper lebte heftiger denn je. Gilbert hatte seine schreckliche Sünde fast vergessen, die, um deretwillen er hierher geraten und den hartherzigen Heiden der Ultima Terra ausgeliefert war. Neue Sünden, eine schwerer als die andere, verfolgten den einsamen Christen so begierig, dass er gar nicht dazu kam, die alten zu bereuen, da die Zeit damit hinging, gegen die neuen anzukämpfen.

Nach den Ebenen von Chester sehnte Gilbert von Wildham sich nicht mehr. Er war freiwillig aus England fortgegangen so wie zahllose Mönche und Priester. *Docete omnes gentes!* lautete das Gebot, und Gilbert von Wildham war auf das Gebot Gottes und König Knuts hin ausgezogen, um alle Welt zu Jüngern Christi zu machen.

Der Teil, der Gilbert von Wildham zufiel, war das Ende der Welt, das ferne Nordland. Gilbert rebellierte nicht; die *peregrinatio pro amore Dei* führte die missionierenden Mönche dorthin, wo Gott befand, sie zu brauchen. Einen besseren Ort als Arantila am Aurafloss konnte der Schöpfer dem elenden Brudermörder gar nicht gewähren. Jeder einzelne Tag war ein Kampf für den Glauben und gegen die bösen Kräfte.

Jeden Morgen, jeden Tag und jeden Abend betete Gilbert, der Sklavenpriester, für die Seele seines Bruders Alfric. Sicherlich war Alfric schon so fromm wie eine Seele nur sein konnte: Er war noch ein Kind gewesen, als Gilbert ihn ertränkt hatte, und noch gar nicht dazu gekommen, viele Sünden zu begehen.

Gilbert von Wildham war ein Edelmann, der einer Familie aus Mercia in England entstammte. Die Wurzeln der Herren von Wildham reichten weit in ferne heidnische Zeiten zurück, da die Angeln und Sachsen die blühende Insel Britannia eroberten. Chester war immer ihre Heimatgegend gewesen; sie waren verständige Leute, blieben, wo sie waren, kultivierten das Land und verteidigten ihr Eigentum ohne viel Worte gegen die Leute aus Wessex und gegen die Normannen, ohne Heldentum, aber wirkungsvoll.

Gilbert war der älteste Sohn von Wildham. Er hatte keine Lust, auch nur ein Stückchen von dem Gut seinem kleinen Bruder, dem Sohn der zweiten